

Familienblätter

Sonntags-Beilage
der Posener Zeitung.

Nr. 8.

Posen, den 19. Februar.

1893.

Um ein Weib.

Novelle von Nora Perry, deutsch von Hans Werner.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Jeremiah verschwieg dabei seinen Antheil an den Schauer-
geschichten.

Rushton hörte nicht weiter auf ihn, sondern lenkte seinen
Schritt direkt auf das Haus zu.

Frau Wainright kam ihm in der Thüre entgegen, Angst
und Sorge im Blick. Jessie war am frühen Morgen erwacht,
erzählte sie, unruhig und im Fieber. In der letzten Stunde
hatte das Fieber zugenommen und sie sprach zusammenhang-
lose Worte. Während Frau Wainright sprach, ertönte die
Stimme des Mädchens wie im Schlaf:

„Warum geben Sie ihn so bald auf, so bald?“ Dann
kam es in natürlicherem Tone hervor: „Helene! Helene!“

„Ja, Jessie ich komme!“

„Wenn ich irgend etwas thun kann —“ begann Rushton.

„Helene, Helene!“

Frau Wainright eilte ohne ein Wort hinweg. —

Sie hat einen Nervenanstoss gehabt und sich plötzlich
erkältet, sagte der Arzt später.

Frau Wainright erzählte von ihrer Unruhe und Angst
um einen von der Gesellschaft, ohne Rushtons Namen zu
nennen oder Jessies besonderes Interesse zu erwähnen. Aber
sie vermochte über die Erkältung keinen Aufschluß zu geben
— sie wußte eben nichts von dem peinigen Wachen in der
Nacht vorher.

Der Arzt war eine neue Hotelbekanntschaft von Frau
Wainright, über dessen Anwesenheit man froh war, nachdem
der ältere Arzt, der Harry behandelt hatte, weggegangen. Es
war ein lebhafter gesprächiger Herr, der anscheinend von sich
etwas genommen war; seiner ärztlichen Pflicht indeß kam
er mit Eifer und Geschick nach, und nach vierundzwanzig
Stunden war seine Patientin auf dem sichern Wege zur
Besserung. Während dieser Zeit war Frau Wainright so
beschäftigt, daß sie keine Gelegenheit fand zu einer Unterredung
mit Rushton. Das hatte ja aber auch Zeit. In der Beziehung
hegte sie nun keine Befürchtung mehr. Inzwischen war das
Vernehmen ihres „freundlichen Wirthes“ tabellos — ernst,
höflich und aufmerksam in allen Dingen.

Es war am nächsten Morgen nach der glücklich über-
standenen Krisis, daß der Doktor beim Verlassen des Hauses
zum erstenmal bei seinen Besuchen Rushtons ansichtig wurde,
der gerade vom See nach seinem Zelte ging. Der lebhaft
Medicus erging sich gerade in Glückwünschen zu der Besserung
seiner Patientin — Jessie wartete nur, bis die Sonne höher
gestiegen war, um hinauszukommen.

„Ja, meine liebe Frau Wainright,“ begann der Arzt,
„ich denke, daß nun alles —“

Frau Wainright schaute auf nach der Ursache seiner plötz-
lichen Unterbrechung, und als sie der Richtung seiner Blicke
folgte, wurde ihr die Aufklärung.

„O, Sie kennen Herrn Rushton?“ fragte sie lebhaft.

An Stelle der Antwort kam die Gegenfrage:

„Ist er einer Ihrer Nachbarn hier?“

„Ich darf sagen, daß er etwas mehr als das ist. Wir
sind eigentlich gewissermaßen seine Gäste.“ Und Frau Wainright
erzählte die früheren Vorgänge.

„Er sieht besser aus als vor fünf, sechs Jahren; ich
habe ihn seit der Zeit, glaube ich, nicht gesehen. Ich hörte,
er wäre ins Ausland gegangen, und das schien mir auch ganz
verständlich.“ Das sagte er in nachdenklichem Tone und indem
er die hohe Gestalt in der Ferne aufmerksam betrachtete.

„Kennen Sie Herrn Rushton?“

„Ihn kennen? Ja, ich kenne ihn, wie alle Welt ihn
kennt, von Ansehen. Er ist ein hübscher Mann, aber viel
stärker als früher. Ich sah ihn zum erstenmal vor Gericht —
lassen Sie sehen, es ist fünfzehn Jahre her. Er war damals
ein junger Mann — fünf- oder sechsundzwanzig; er ist unge-
fähr in meinem Alter. Zu jener Zeit war er einer der
schönsten Männer in Newyork.“

„Vor Gericht! Was in aller Welt meinen Sie damit,
Doktor?“

Der Doktor sah sie erstaunt an. Dann that er ein paar
Schritte vorwärts — sie standen fast in der Thür des Hauses
— und wiederholte ihre Worte:

„Was ich damit meine? Wollen Sie damit sagen, Frau
Wainright, daß Sie nicht wissen, was — wer dieser Mann
ist?“

„Nein, nein!“

„Nun, allerdings, Sie waren damals zu jung, um es zu
wissen, aber Ihr Herr Gemahl —“

„Wainright war vor fünfzehn Jahren in Südamerika.
Wir wohnen erst seit fünf Jahren in Newyork. Weshwegen
stand er vor Gericht?“

„Er hatte einen Menschen getödtet — einen Mann
Namens Georg Gauncey; er war sein Kompagnon — sie
waren Importeure — eine neue Firma, beide aus guter Fa-
milie. Eines Abends entstand Streit, Rushton zieh ihn der
Lüge und beschuldigte ihn unehrenhafter Handlungen — drohte
ihn bloßzustellen. Es entstand ein heftiger Zank und Rushton

that dabei einen unglücklichen Hieb. Das war alles, was zuerst ans Licht kam; aber nachher wurde auch eine Dame daran verwickelt. Gauncey war ein schlechter Mensch, daran war kein Zweifel, und er versuchte Rushton einzuschüchtern, indem er in Bezug auf jene Dame Drohungen ausstieß. Rushton war etwas heißblütig, und das war zu viel für ihn.“

„Wer war die Frau?“

„Eine Dame der Gesellschaft — Frau Dorrell. Es war übrigens nichts als Thorheit an der ganzen Geschichte — riesige Eitelkeit auf Seiten der Frau, die ihm den Kopf verdreht hatte. Gauncey hatte unseligerweise von einigen Rendez-vous Kenntniß, die nach Rushtons Ansicht die Dame arg kompromittiren konnten. Die ganze Untersuchungsgegeschichte bildete Monate lang das Tagesgespräch.“

„Und er wurde freigesprochen?“

„Nein; er wurde des Todtschlags schuldig erklärt und zu fünf Jahren Gefängniß verurtheilt. Familienverbindungen bewirkten es aber, daß die Strafe auf drei Jahre verkürzt wurde. Gleich nach seiner Freilassung ging er, glaube ich, ins Ausland; aber ein Todesfall in der Familie seines Vaters rief ihn zurück. Er hat nie mehr versucht, in die Oeffentlichkeit zu treten, und lebte sehr zurückgezogen, ganz außerhalb der Welt und der Gesellschaft.“

„Ein bestraffter Verbrecher — dieser Mann — dieser Mann, dem wir vertraut haben, dem wir befreundet geworden — dem wir —“

„Regen Sie sich nicht auf, Frau Wainright, ich bitte Sie.“

„Mich aufregen? O, wenn Sie wüßten!“

VII.

Zehn Minuten danach war der Doktor auf dem Heimwege nach dem Hotel und Frau Wainright eilte durch die Fichten zu dem Zelte Rushtons. Als sie näher kam, sah sie ihn in der Nähe des Einganges mit dem Lesen eines Briefes beschäftigt. Beim Anblick des stolz erhobenen Hauptes und der selbstbewußten Ruhe, die auf seinem Antlitz lag, traten ihr von neuem die kleinen Demüthigungen ins Gedächtniß zurück, welche sie dann und wann durch diesen Mann mit seiner schlecht verhehlten Verachtung erduldet hatte, und das vermehrte noch ihren Zorn. Blind vor Leidenschaft, ging sie auf ihn zu.

„Herr Rushton!“

Der Blick, welchen er auf sie richtete, ließ ihn erkennen, daß etwas nicht in Ordnung sei, und er lud sie zum Näher-treten ein. Sie ließ ihn denn auch nicht lange in Ungewißheit. Mit überstürzter Eile flossen ihr die Worte vom Munde und ihre Stimme zitterte vor Wuth, als sie schloß:

„Sich so in unsren Kreis einzudrängen — die Neigung meiner Schwester gewinnen, als stände nichts im Wege — als wären Sie der ehrenwertheste Mann —“

Hart und gebieterisch fiel seine Stimme ein:

„Was ich zu sein mich bemüht habe, — was ich bis zuletzt geblieben wäre ohne Ihr Dazwischentreten, Madame! Jetzt bin ich an der Reihe; nun hören Sie. Sie reden davon, daß ich mich in Ihren Kreis gedrängt. Habe ich mich in Ihr Lager eingeschlichen? Habe ich die Gesellschaft eines der Ihren gesucht, nachdem der Zufall Sie hierher geführt hatte? Wie oft haben Sie mich deswegen als einen ungehobelten Menschen angesehen? Ich habe Sie und Ihre Absichten längst durchschaut, Sie wissen, was ich meine — ich brauche Ihnen das nicht näher zu erklären.“

„Was meinen Sie damit?“ fragte sie, indem sie sich den Anschein gab, als verstände sie ihn nicht.

Ein kurzes verächtliches Lachen tönte von seinen Lippen.

„Ich meine, Madame, da Sie es nun doch wissen wollen, daß es mir vollkommen klar ist, daß Sie, ohne mich im geringsten zu kennen, mich dazu bestimmt hatten, die Gunst Ihrer Schwester zu gewinnen. Sie haben bei Ihrem Bestreben, uns zusammenzubringen, alles Herkommen außer Acht gelassen, ohne Rücksicht auf meine etwaige Ansicht über ein solches Verfahren, ohne Rücksicht darauf, wie Ihre Schwester darüber denkt. In Ihrer Selbstgefälligkeit hielten Sie sich für weltflüg und im Lichte dieser Klugheit erschien ich Ihnen als der rechte Mann. Unterbrechen Sie mich nicht. Sie reden von Verbrechen — von Ohre! Was könnte verbrecherischer sein

als dieses Ihr Thun? Ich trug einen alten Namen, ich war Aristokrat, dachten Sie, und wahrscheinlich wohlhabend. Daß ich diesen Namen besleckt haben — daß ich ein Wüstling, ein Spieler, ein Roué sein könnte, — darüber sich Gewißheit zu verschaffen, hielten Sie der Mühe nicht für werth; denn wenn ich das alles auch wäre und nur zur Gesellschaft gehörte, wie Sie meinten, war ich in Ihrer Schätzung dieses unschuldigen Kindes doch würdig. Nie habe ich aus den Chancen, die Sie mir machten, den geringsten Nutzen gezogen. Nie habe ich die Gesellschaft eines der Ihren gesucht. Ich habe mich ihr zu Zeiten nicht entzogen, weil ich nicht gut anders konnte. Hätte ich aber voraussehen können, daß Ihre Schwester — durch mich aus ihrem Gleichmuth gebracht werden könnte, ich hätte Sie längst in dem vollen Besitz meines Lagers gelassen; aber bis gestern Abend hatte ich keine Ahnung, daß ich —“

„Aber ich sah doch — ich sah —“ Frau Wainrights Selbstbewußtsein begann zu schwinden und ihre Stimme wurde unsicher.

„Ja, ich weiß — ich wurde überrascht. Ich vergaß einen Augenblick, daß ich kein Recht hatte — selbst auf das, was mir gehörte.“

Seine Stimme verlor ihre ganze Härte bei diesen letzten Worten und mit einem tiefen Athemzuge wardte er sich, um das Zelt zu verlassen. Aber plötzlich wich er zurück und in seinen Mienen ging eine Veränderung vor sich, die Frau Wainright unwillkürlich nach dem Anlaß dazu sich umschauen ließ.

„Jessie!“

Das Mädchen winkte mit der Hand Schweigen, auf ihrem Gesicht lag ein Ausdruck von Entschlossenheit.

„Ich habe alles gehört — alles“, begann sie. „Ich schliesse nicht, Helene, als der Doktor seine Geschichte erzählte, und ich bin Dir hierher gefolgt. Nicht was er erzählte, kommt hier in Betracht, sondern was Du Herrn Rushton gesagt hast. Er hat uns zu verzeihen, nicht wir ihm. Er hat uns sein Bestes gegeben — er hat uns von Anfang an mit Wohlthaten überhäuft, und es ist, wie er sagt — er hat uns niemals gesucht — nie, wir vielmehr haben ihn gesucht.“

Ein böser Blick schoß aus Frau Wainrights Augen.

„Und da Du alles gehört hast, wirst Du vielleicht auch das bestätigen, was dieser Herr von meinen Absichten sagt — daß ich ihm Chancen gemacht hab — daß ich alles Herkommen außer Acht ließ —“

„O, Helene, Helene!“

Der Ton der Beschämung verrieth keinen Widerspruch und ließ zugleich die späte Erkenntniß merken, welche über die unschuldige Seele gekommen war.

Helene Wainright war verstummt. Die Dual, die aus der leisen Stimme sprach, hatte die Kruste ihrer künstlichen Selbsttäuschung durchdrungen. Ein Gefühl von Verwirrung überkam sie, die Wände des Zelts bedrückten sie wie die Mauern eines Gefängnisses, und ehe ein weiteres Wort gesprochen wurde, war sie hinausgeeeilt.

„Können Sie ihr je verzeihen? Sie konnte nicht —“ voll Beschämung hielt die süße Stimme inne.

„Verzeihen! O, nicht Sie haben für irgend einen um Verzeihung zu bitten. Wir sind es — wir.“ Er schwieg, die Worte versagten ihm; ihr warmes Mitleid mit ihm, nachdem sie eben erst die schrecklichen Anklagen gegen ihn gehört hatte, überwältigte ihn.

„O, glauben Sie nicht, daß ich Sie verurtheilen — Sie tadeln werde.“

Er erhob den Blick und schaute sie an. Sie dachte mehr an die Gegenwart als an Vergangenes. Sie sollte nicht unter dem geringsten Mißverständniß leiden. Auch ohne das würde sie genug zu tragen haben.

„Jessie“ — zum ersten Mal nannte er sie so — „Sie können in meine Gefühle gegen Sie keinen Zweifel setzen. Der Impuls, welcher mich gestern Abend trieb, entsprang keiner oberflächlichen Erregung, die unter andern Umständen vielleicht nie zum Vorschein gekommen wäre. Wenn — wenn es mit mir heute stünde wie einst, würde ich nicht stumm bleiben. Ach!“

Wie ein Stöhnen kam es von seinen Lippen; er bedeckte die Augen mit der Hand und um den Mund zuckte es krampfhaft.

„Und ich — ich war blind; bis zu der schrecklichen Nacht wußte ich nicht —“

Der Ton ihrer Stimme, die gegen seine eigene Reue noch für ihn zu sprechen schien, weckte ihn.

„O, meine süße Liebe, ich weiß alles — alles; Du hast nicht nötig, Deine Unschuld zu betheuern. Aber — mein Gott! Ich darf nicht bleiben, und Du — Du darfst nicht hier sein; laß mich Dich zurückführen, oder laß mich rufen —“

„Nein, nein; rufe Niemanden. Ich habe Kraft zu Allem — Du verstehst mich nicht. Ich bin stark, weil — o, weil Du nicht todt bist, sondern lebst und — mich liebst. Was ist mir jetzt alles Andre?“

Die Farbe trat ihm in die Wangen und sein Auge leuchtete. Das — das war für ihn! Das Leben konnte hiernach nicht mehr das öde Einerlei sein, das es gewesen, selbst wenn er sie nicht mehr sehen sollte.

Plötzlich riefen Stimmen von draußen ihn in die Wirklichkeit und zu seiner Pflicht zurück. Er durfte nicht zaudern. Einen Moment lang beugte er sich über sie — einen Moment lang fühlte sie seine heiße Umarmung, seine Lippen auf den ihren, ihr Herz an seinem schlagen — einen Moment, — dann war sie allein. — — —

„Wo ist Herr Rushton? Ich möchte ihm meine Forelle zeigen.“

Es war spät am Nachmittage, als Harry diese Frage an Jeremiah richtete. Der Knabe war seit dem frühen Morgen mit seinem Vater auf dem Fischfang gewesen.

„Rushton ist fort“, war Jeremiah's kurze Erwiderung.

„Wann kommt er zurück?“

„Er kommt nicht mehr zurück.“

„Was?“

„Ich sagte, daß er nicht zurückkommt. Er ist ganz fort.“

„Ganz fort? wiederholte Mark erstaunt.“

„So sagte er“, betheuerte Jeremiah.

(Fortsetzung folgt.)

Der Stolz der Familie.

Erzählung von Hans Hartmann.

Die hellen Strahlen der Nachmittagssonne verliehen dem altmodisch ausgestatteten Zimmer einen vermehrten Anstrich von Behaglichkeit. An dem zierlich gedeckten Kaffeetisch saß die verwitwete Frau Major von Gröningen vorläufig noch allein. Das Strickzeug war ihren sonst immer fleißigen Händen entglitten. Ihr Blick verfolgte ungeduldig die Zeiger der altmodischen Stuhluhr auf der Spiegelkonsole. Die Fensterplätze, an denen sonst ihre drei Töchter in unermüdlichem Fleiß arbeiteten, waren heute leer! Tintchen bereitete in der Küche den Kaffee. Nieschen und Willi waren auf den Bahnhof gegangen, um den jüngsten Bruder abzuholen, der als Kadett in Lichterfelde die freien Sonntagnachmittage bei den Seinen in Berlin verleben durfte.

Da wurde stürmisch die Entrée-Klingel gezogen. Ein feines Roth überzog das welke Gesicht der Majorin. In ihren Augen wurde es feucht. Sie erhob sich, aber ihre Kniee zitterten unter ihr.

„Da kommt er!“ flüsterte sie bewegt. „Mein Stolz, mein ganzes Glück, meine letzte Freude auf dieser Welt! Gott erhalte mir meinen Herzensjungen!“

Da wurde auch schon die Zimmertür jäh aufgerissen. Ein hochaufgeschossener, hübscher Knabe in Kadetten-Uniform stürmte herein und fiel der Mutter ungestüm um den Hals.

„Da wäre ich wieder mal, Mamachen!“ rief er fröhlich. „Wie geht es Dir, alte Mutti? Bist Du hübsch munter? Uebrigens ich habe einen Kannibalen-Hunger mitgebracht! Ah, Tintchen hat Napoleonskuchen besorgt! Das war ein gescheiter Gedanke von ihr! Weißt Du, Mutthen, ich möchte auf frischer That ein Stückchen probiren!“

Lachend griff er in die Kuchenschüssel und begann mit einem beneidenswerthen Appetit zu schmausen. Die Majorin sah ihren Jüngsten glücklich an. Leise und zärtlich strich sie mit ihrer weichen Hand über seinen blonden Kopf oder seine blühende Wange. Ihr Botho war ein Spätling, den ihr der Himmel nach einer langen, kinderlosen Waise noch geschenkt hatte. Mit welchem unbeschreiblichen Jubel hatte die Mutter einst den kleinen Erdenbürger begrüßt. Als einige Jahre später der Vater starb, da war der Wittve größter Trost in ihrem Leid ihr Knabe, das Abbild ihres geliebten Vaters. Von nun an waren alle ihre Hoffnungen auf Botho gegründet, alle Erwartungen, die sie noch vom Leben hegte, knüpften sich an ihren Sohn. Er war jetzt ihr Glück und ihre Freude; einst würde er der Stolz und die Stütze ihres Alters sein.

Allmählich kamen auch die Schwestern in das Zimmer. In ihrer gleichen schlichten Frisur und derselben anspruchslosen Tracht saßen sie sich zum Verwechseln ähnlich. Ihre vor der Zeit verblähten und verwelkten Gesichter standen in scharfem Kontrast zu dem frischen, blühend-schönen Knaben-Ansitz. Alle Drei betrachteten mit freudestrahlenden Blicken den Bruder. Botho mußte den Sophaplatz neben der Mutter einnehmen. Er wurde verhätschelt und bedient, als ob er ein alter Herr und das Familienoberhaupt gewesen wäre. Hin und wieder wagte eine der Schwestern eine schüchterne Liebstosung, aber etwas ängstlich. Sie wußten, Botho liebte dergleichen nicht: Mit heimlichem Entzücken sahen sie, wie es Botho schmeckte. Dabei plauderte er unaufhörlich. Seine Schwestern lauachten ihm mit brennendem Interesse. Alle Wiße, die im Korps im Gange waren, belachten sie so herzlich, als ob es die feinsten bon mots der Welt gewesen wären. Sie entrüsteten sich sammt und sonders über einen Lehrer, der es gewagt hatte, Botho eine Rüge zu ertheilen, und selbstverständlich theilten sie Bothos Begeisterung für seinen Lieblingslehrer.

Als der Kadett endlich gesättigt war, brachten die drei guten Mädchen schüchtern einige kleine Geschenke zum Vorschein. Botho war nicht sonderlich überrascht; er war es nicht anders gewohnt, als daß die Seinen ihn unglaublich verhätschelten. Dennoch empfing

er alles mit lauten Freudenbezeugungen. Am herzlichsten küßte er jedoch Tintchen. Sie hatte in ihr Angebinde, eine gehäkelte Börse, auf jede Seite etwas Hartes gesteckt. Tintchen hatte das meiste Verständniß für die Bedürfnisse eines flotten Kadetten.

So verging der Nachmittag nur allzu schnell. Botho nahm noch eine so reichliche Abendmahlzeit zu sich, als ob er im Korps tagelang Hungersnoth leiden müßte, dann machte er sich auf den Weg, um den vorgeschriebenen Zug nicht zu veräumen. Diesmal begleiteten ihn die Mutter und Tintchen. Man konnte es doch dem Jungen nicht zumuthen, daß er sich mit vier ältlichen Frauen zugleich auf der Straße zeigte. Er hätte Kameraden treffen und später von ihnen gehänselt werden können.

Wenn die Mutter wieder nach Hause kam, war sie stets tief bewegt.

„Was für ein schöner, glücklicher Tag war das!“ pflegte sie dankbar zu sagen. „Und in vierzehn Tagen kommt unser Goldjunge wieder.“ „In vierzehn Tagen!“ jubelte Willi, die Jüngste. „Ach, ich wolle, die Zeit wäre erst um!“

Diese vier einsamen Frauen gingen ganz auf in der Liebe zu dem Sohn und Bruder. Sie lebten nur von einem seiner Besuche zum andern. In der Zwischenzeit arbeiteten sie unermüdlich (alle drei Schwestern stikten und nähten für Geschäfte); sie gönnten sich kein Vergnügen, keine Freude; sie darboten und sparten unaufhörlich; sie machten keinen Ausgang als ihre Geschäftswege oder einen Kirchgang; ihr Leben war ganz der Arbeit gewidmet. Aber wenn Botho kam, dann war Alles anders. Dann ruhte die Arbeit. Die Frauen legten die besten Kleider an, der Tisch wurde reich besetzt. Mit Botho zog der Sonnenschein in die kleine Wohnung der Vorstadt, und wenn der Knabe ging, wurde alles düster und grau.

So verging in beständiger Monotonie ein Jahr nach dem andern. Die vier Frauen lebten in der Metropole so weltabgechieden wie im Urwalde. Ihre Arbeit und Botho war ihre einzige Verbindung mit der Außenwelt. Im Laufe der Jahre war die Frau Majorin noch gebückter und grauer, ihre Töchter noch verblühter und verwelkter geworden; aber Botho war zu einem schönen, schlanken Jünglinge herangewachsen, auf dessen Lippe schon der erste Flaum sproßte.

Eines Tages stürmte er unerwartet in die stille Wohnung der Seinen. Sein hübsches Gesicht strahlte vor Wonne. Er blieb an der Thür stehen und machte die Honneurs.

„Habe die Ehre, mich zu präsentiren!“ rief er übermüthig. „Second-Plutonium Freiherr von Gröningen!“

Die Schwestern jubelten laut. Der Mutter liefen helle Thränen über die blassen Wangen. Bewegt faltete sie ihre rutzigen Hände über dem blonden Haupte ihres Liebblings.

„Wenn das der Vater erlebt hätte!“ schluchzte sie. „Aber er sieht vom Himmel auf Dich nieder und segnet Dich, mein Sohn! Habe immer das Vorbild des Theuren vor Augen und im Herzen, das wird Dir der beste Halt im Leben sein!“

Bothos übermüthige Freude machte einer aufrichtigen Rührung Platz. Bewegt küßte er die welke Hand der Mutter.

„Sorge Dich nicht, Mütterchen“, flüsterte er, „ich werde Dir keine Schande machen!“ — Der Freude über Bothos Ernennung zum Offizier war ein herber Schmerz beigemischt. Der neu ernannte Lieutenant war in eine ferne Garnison einberufen worden. Am liebsten wäre seine Familie ihm nachgezogen; aber die Klugheit siegte über die Liebe.

„Wir würden unserm Jungen nur eine Last und ein Hemmschuh sein!“ sprach Tintchen. „Auch können wir Berlin nicht verlassen, wo wir unsere Geschäftsverbindungen haben.“

Die andern stimmten ihr seufzend bei. Unterdessen war es bei allem Abschieds Schmerz ein süßer Trost, den Scheidenden mit tausend Beweisen der Liebe zu überschütten. Als er endlich zum letzten

Mal bei den Seinen weilte, zog ihn jede der Schwestern einzeln bei Seite, und jede drückte ihm ihre Ersparnisse verschämt in die Hand. Diese kleinen Goldstücke waren der Ertrag der Arbeit von vielen sauren Wochen. Es war kein gewöhnliches Geld, sondern Geld, das der Segen der Arbeit geheiligt hatte. Ob Botho wohl wußte, wie schwer erworben die Goldstücke waren, die er so leicht in seine Tasche gleiten ließ? —

Als der Bruder gegangen war, wurde das Leben der Frauen sehr öde und leer. Der einzige Lichtblick in diesem trübseligen Dasein waren Bothos Briefe. Anfangs schrieb er sehr oft und entwarf lustige Schilderungen von der Garnison, den Kameraden und dem neuen Leben. Wenn die drei Mädchen emsig arbeiteten, las die Majorin immer wieder die Briefe ihres Lieblings vor, und Alle lauschten mit immer neuem Interesse dem längst bekannten Inhalt. Allmählich wurden Bothos Briefe seltener und flüchtiger. Er hatte viel Dienst; man hatte ihn ganz in den Strudel winterlicher Gesellschaft gezogen, da war es natürlich, daß ihm nicht viel Zeit für seine Korrespondenz blieb. Die Mutter und die Schwestern entschuldigsten ihn immer abwechselnd, ohne daß Jemand eine Anklage gegen den Herzensjungen erhoben hatte. Zu Weihnachten bekam Botho keinen Urlaub. Das war ein trauriges Fest für die Seinen, auch Botho schrieb ganz betrübt. Er hatte der Mutter und den Schwestern kleine Geschenke gesandt, Dinge, für welche sie in ihrem ganzen Leben keine Verwendung haben würden, aber alle Vier betrachteten diese Angebinde wie Heiligtümer. —

Botho war schon Monate lang von den Seinen getrennt, da kam eines Tages ein Brief an die Mutter, in dem er sie himmelhoch bat, ihm zu helfen. Er sei in eine verwünschte Geldflemme gerathen und wisse nicht aus noch ein, aber sein goldnes, einziges Mamachen werde ihren Jungen nicht im Stich lassen.

Die Majorin schloß sich mit diesem Brief in ihr Schlafzimmer ein und weinte bitterlich. Dann erhob sie das kleine Kapital, welches der Rothgroschen ihrer alternden Töchter sein sollte, und schickte es dem Sohne. Zum ersten Mal in seinem Leben empfing Botho einen sehr ernstlichen Brief von seiner Mutter.

„Mein Sohn“, schrieb die Majorin, „ich schide Dir Alles, was wir besitzen. Um Deinetwillen beraube ich Deine Schwestern, die einst gänzlich auf ihrer Hände Arbeit angewiesen sein werden. Ich knüpfe an diese Thatfache weder Bitten noch Ermahnungen, Dein gesunder Verstand, Dein Ehrgefühl, die Liebe zu den Deinen werden Dich fortan auf dem rechten Wege erhalten. Gott schütze und behüte Dich, mein Kind!“

Botho schrieb hierauf einen zerknirschten Dankesbrief und bat seine Mutter nie wieder um Geld. Aber von nun an hatten die Schwestern oft Heimlichkeiten vor einander. Eines Tages fragte Tischen:

„Willi, warum trägst Du nie mehr Deine Uhr?“

Da wurde Willi blutroth und murmelte eine gänzlich unverständliche Antwort.

Tischen seufzte leise, aber sie fragte nicht weiter.

Als der Herbst kam, begehrte die Majorin, die Töchter sollten sich neue Wintermäntel anschaffen, aber sie stieß auf allseitigen Protest.

„Unsere Mäntel sind noch ganz gut!“ hieß es. „Wir gehen ja doch nur Abends aus. Es wäre Luxus, uns neue Mäntel zu kaufen. Da können wir das Geld wahrhaftig besser anwenden!“

Die Mutter schwieg endlich. Sätze sie aber in die Ersparnisse ihrer Töchter gesehen, sie hätte alle drei leer gefunden.

Wenn jetzt die Majorin sich Abends zur Ruhe gelegt hatte, saßen die drei Mädchen noch bis lange nach Mitternacht auf und stachelten unaufhörlich an ihren mühsamen schlecht bezahlten Arbeiten. Erst wenn ihnen die Augen zufielen vor Müdigkeit und Ueberanstrengung, dann schliefen sie in ihr Stübchen geräuschlos wie die Mäuschen, damit die Mutter ihr heimliches Thun nicht gewahr wurde.

So rückte abermals Weihnachten heran. Diesmal hatte Botho seinen Besuch angekündigt, und die Seinen konnten kaum das Fest erwarten. Sie hatten zahlreiche kleine Ueberraschungen für den Liebling vorbereitet. Mit zitternden Händen schmückte die Mutter ihrem Herzensjungen auch in diesem Jahr den Baum. Nach alter Gewohnheit rüstete Tischen das Abendessen, und die beiden andern Schwestern gingen, um den lange entbehrten Bruder von der Bahn abzuholen. Es dauerte lange, ehe sie wiederkamen. Die Majorin hatte schon ein Fenster geöffnet und blickte trotz der scharfen Winterluft sehnsüchtig auf die Straße. Endlich ertönte sehr leise die Klingel. Die Mutter erschraf. Das war nicht Bothos Art, Einlaß zu begehren. Eine wilde Angst faßte sie. Da traten auch schon Niekchen und Willi ins Zimmer. Ihre verweinten und verzerrten Gesichter sprachen deutlicher als ihre gestammelten, von lautem Schluchzen unterbrochenen Worte.

Botho war nicht gekommen.

In bitteren Thränen und schwerer Sorge warteten die Frauen die halbe Nacht durch auf Botho oder eine Nachricht von ihm. Aber vergebens. Die Lichter des Baumes blieben unangezündet, das kleine Festmahl wurde nicht angerührt. Bleich und traurig saßen die Frauen in dem Zimmer, in dem es immer kälter wurde.

„Gott behüte uns vor dem Schlimmsten!“ stöhnte die arme Mutter von Zeit zu Zeit mit gerungenen Händen.

Dann begann eine der Töchter zu reden und suchte Trost-

gründe, Erklärungen und Entschuldigungen hervor, an die sie selbst nicht glaubte. Es war ein trostloser heiliger Abend. Der Morgen graute schon, als die Majorin sich von ihren Töchtern überreden ließ, ihr Lager aufzusuchen. Aber sie fand keinen Schlaf. Ihre geängstigte Seele zauberte ihr tausend entsetzliche Scenen vor, deren Held Botho war. Alle Unglücksfälle, von denen sie je gehört hatte, kamen ihr in Erinnerung. Dazwischen sandte sie flehentliche Stöße zu Gottes Thron empor. Sie flehte um ihr Liebstes auf dieser Welt, um ihr höchstes Erdenglück.

Plötzlich wurde stürmisch an der Klingel gerissen. Der Majorin stand das Herz still vor Entsetzen. Sie bebt zurück vor der Gewißheit, die ihrer harrete. Da ertönten laute Jubelrufe im Nebenzimmer. Bothos frische Stimme übertönte alle anderen. Im nächsten Augenblick stürmte er auch in ihr Gemach und hielt seine alte Mutter umschlungen. Die Majorin konnte nicht reden in der Fülle ihres Glücks, sie weinte nur selige Thränen an der Brust ihres Sohnes.

Botho hatte keine Ahnung, welche Folterqualen der Angst und Sorge er den Seinen bereitet hatte. Er war am 23. bei einem Liebesmahl gewesen, wo es heiß hergegangen war. Als er sich endlich zur Ruhe gelegt hatte, war es seinem Vurschen ganz unmöglich gewesen, ihn zu wecken. Deshalb war Botho eben mit dem nächsten Zuge gekommen und die Christnacht hindurch gefahren. Daß er hätte telegraphiren können, war ihm nicht in den Sinn gekommen.

Sobald die kleine Familie ihren Liebling wieder in der Mitte hatte, war alle Angst und Sorge vergessen. Niemand erhob auch nur den Schatten eines Vorwurfs gegen Botho. Alle waren ja so glücklich, daß der Herzensjunge da war. Die Schwestern wetteiferten mit einander, für sein Behagen zu sorgen. Tischen trug ein opulentes Frühstück auf. Niekchen brachte ihm die warmen Schuhe, die sie ihm gestickt hatte, und hatte sie dem großen Jungen am liebsten selbst angezogen, wenn Botho nicht ernstlich Opposition gemacht hätte. Willi lief geschäftig hin und her und schleppte Alles herbei, was Botho nur wünschen konnte. Die Mutter, welche so eilig wie noch nie in ihre Kleider gefahren war, saß an der Seite ihres Jungen auf dem Sopha und sah ihn mit glückseligen Augen an.

Als der erste Rauch der Wiedersehensfreude verflogen war, sah Botho sich nachdenklich in dem alten Heim um. Er war über ein Jahr fern gewesen, hatte inzwischen in der Welt und unter Menschen gelebt und sah jetzt mit anderen Augen wie früher. Heute zum ersten Mal bemerkte er, wie schäbig die Einrichtung der Mutter war, wie gebüdt und grau die Theure selbst war, wie weß die Hand, die zärtlich die seine liebte. Sein Blick wanderte zu den Schwestern, und es fiel ihm auf, wie müde und abgearbeitet sie ausahen, und wie schlecht ihr Anzug war. Wahrhaftig, sie trugen noch dieselben Kleider wie vor Jahren. In Tischen's schwarzem Kleide entdeckte er noch das sauber gestopfte Loch, das er ihr einmal gerissen hatte vor einem Zeitraum, der ihm jetzt endlos dünkte. Eine tiefe Wehmuth überkam ihn plötzlich und zugleich eine bittere Reue und heiße Scham.

Er stand auf und ging im Zimmer auf und ab. Dann schlich er in die Küche, wo Tischen die Weihnachtsgans briet. Er faßte Tischen um die Taille und küßte innig ihre weße Wange.

„Gutes, altes Tischen“, sagte er weich, „ich habe Dich ein paar Mal um Geld angegangen; gewiß hat es Dir große Schwierigkeiten gemacht, meine Bitte zu erfüllen. Sei mir nicht böse, Tischen, es soll nicht wieder vorkommen!“

In Tischen's Augen traten heiße Thränen.

„Mein Herzensjunge, sprich nicht so!“ bat sie. „Du weißt, daß ich für Dich mit tausend Freuden Alles geben möchte, was ich habe, daß ich für Dich Tag und Nacht arbeiten möchte!“

„Das sollst Du nicht!“ sagte Botho gerührt. Er streichelte und liebte Tischen immer wieder. So zärtlich war er noch nie gewesen.

Im Laufe der Feiertage hatte er auch mit Niekchen und Willi Gespräche unter vier Augen, und die beiden guten Mädchen sahen nachher ganz verweint aus. Aber sie waren doch stolzer wie je auf ihren Herzensbruder, der ihnen der Inbegriff aller Vollkommenheit dünkte. Als Botho wieder abreiste, drückte ihm die Mutter ein Bündchen in die Hand. Zum ersten Mal sträubte sich der Sohn gegen das Geschenk.

„Werdet Ihr es nicht entbehren, Mamachen? Thu Dir doch lieber etwas dafür an! Trinke stärkenden Wein, oder fahre im Sommer öfter spazieren!“

„Mein guter Junge“, rief die Mutter gerührt, „nimm nur das Geld. Ich brauche es wirklich nicht!“

Und Botho ließ sich überreden.

Er hielt übrigens sein Wort. Von nun an bat er auch die Schwestern nicht mehr um Geld.

„Gott sei Dank!“ dachte Tischen oft. „Er hat sich eingerichtet. Er versteht jetzt mit dem Seinigen auszukommen! Ich wußte es ja. Nur die ungewohnte Freiheit verlockte ihn zuerst zu kleinen Exzessen. Für einen jungen Offizier ist die Versuchung ja auch zu groß. Aber Botho ist nicht wie Andere. Er ist ein Charakter und ein Ehrenmann trotz seiner Jugend. Er wird keinen Finger breit vom graden Wege abweichen!“ —

So dachten Tischen und die Jhren, und sie waren glücklich in dem Kultus, den sie dem Familienabgott widmeten.

(Schluß folgt.)